ORDEN POUR LE MÉRITE
FÜR WISSENSCHAFTEN UND KÜNSTE

REDEN UND GEDENKWORTE

ZEHNTER BAND
1970/71

VERLAG LAMBERT SCHNEIDER · HEIDELBERG

REDE VON

CARL ZUCKMAYER

CARL ZUCKMAYER

DIE BRÜDER GRIMM

Ein deutscher Beitrag zur Humanität

I. Von der Stille und von der Andacht zum Unbedeutenden, vom Werk und vom Leben

»Das ist das Erste, was mir in Erinnerung tritt, wenn ich meines Vaters oder Onkels gedenke, dass Stille ihr eigentliches Element war«. (HERMAN GRIMM)

Stille ist über die Landschaft ihres Lebens gebreitet, wie der leichte Nebel eines Frühherbstmorgens, der einen Tag vollkommener Klarheit heraufbringt. Stille – nicht Schweigen. Es ist jene Stille, die die leisen Dinge beredt macht, das Verklungene nachschwingen läßt. Das Kullern eines Bachs, das Brechen eines Zweigs, das Knistern welker Blätter, in der Stille der Nacht oder des Nebels ist jeder kleine Laut von einer tieferen Spannung erfüllt. Es ist nicht Grabes-Ruhe, nicht Todesstille, es ist die Abgestimmtheit der belebten Welt, die Stille der Werk-

statt, der Arbeit, der tätigen Versenkung. Ein Holz knackt im Ofen. Ein zahmer Vogel zwitschert. Eine Fliege summt. Die natürlichen Geräusche wirken am Wesen der Stille mit, machen sie dichter, und drängen sich nicht in ihren inneren Kreis. »Nur das Kritzen der Feder war zu hören«, erinnert sich Wilhelm Grimms Sohn an die Arbeitsstuben der Brüder, »oder bei Jacob manchmal ein leises Hüsteln. Die Züge des einen wie des anderen waren immer in leiser Bewegung. Die Brauen hoben oder senkten sich. Zuweilen blickten sie in die leere Luft. Manchmal standen sie auf, nahmen ein Buch heraus, und blätterten darin. Ich hätte nicht für möglich gehalten, dass jemand es wagte, diese heilige Stille zu stören.«

Das Leben der Brüder Grimm – von dem man mit Recht in der Einzahl sprechen kann, denn sie haben wirklich aus ihren beiden Leben ein einziges gemacht – verlief nicht immer in sogenannten ruhigen Zeiten. In ihre Jugend fielen die französische Revolution, der Machtaufstieg Napoleons, die Unterwerfung Europas, die Befreiungskriege. In ihr nahendes Alter die Vorstürme, Rückschläge und Nachwehen des Jahres Achtundvierzig. Der Inhalt ihres Lebens, ihr Werk, scheint davon kaum beeinflußt. Sie bauten daran mit einer leidenschaftlichen Unbeirrbarkeit, für die das Wesen der Zeit in jener aus Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft gewirkten Stille vollständig verschmolzen ist.

Die Brüder Grimm versteckten sich nicht und wichen der Welt nicht aus, auch nicht ihrer Zeit oder der Wirklichkeit, aber die Wirklichkeit bestand für sie lediglich im Sinn und im Resultat ihrer Arbeit, für deren Anerkennung und Ausstrahlung sie immer kämpften. Jede äußere Form der Publizität empfanden sie nur als ärgerliche Störung, sie hatten auch kein Bedürfnis nach Lehrtätigkeit und nahmen nur widerwillig und aus Gründen

der Existenz Universitätsstellungen an. »Das Auftreten zu bestimmten Stunden auf dem Katheder«, schreibt Jacob Grimm, als er sich der Göttinger Professur nicht erwehren kann, »hat etwas Theatralisches und ist mir zuwider.«

Noch mehr zuwider war beiden jede Art von Ortsveränderung. Sie hingen an ihrer engsten Heimat, im »Hessischen«, wie die Katzen am Haus. Von Hanau nach Steinau, wohin ihre Eltern mit den sechs kleinen Kindern übersiedelten, war es auch damals kaum ein paar Stunden Kutschenfahrt, Landschaft und Leute, selbst der Dialekt fast gleich. Dabei erzählt einer der Brüder, wie er in der Steinauer Kirche die Augen schloß und davon träumte, daß er nach dem Gottesdienst hinaustrete und wieder in Hanau sei. Er stellte sich auch vor, daß draußen sein in Hanau verstorbener Großvater stehen und ihn ansprechen werde, was ihm weder unheimlich noch erstaunlich vorkam. Im Land der eignen Geburt bleiben die Toten lebendig. Und viele Auswanderer, zu allen Zeiten, haben sich schwerer von den Gräbern der Heimat getrennt als von den Lebenden.

Jacob und Wilhelm waren die beiden ältesten von sechs Geschwistern, Jacob nur ein Jahr früher als der Bruder geboren. Der Vater, Advokat und Stadtschreiber, starb in ihrer Knabenzeit, und da die Familie in dem kleinen Ort Steinau von der Witwenpension zehren mußte, kamen sie zur Gymnasialausbildung nach Kassel. Die Verbundenheit der beiden Brüder hat etwas fast Unbegreifliches, ihre Äußerungen haben die zärtliche Leidenschaft von Liebenden. »Wie Du weggingst«, schreibt Wilhelm, als Jacob Grimm von seinem Lehrer Savigny nach Paris berufen war, »da glaubte ich, es würde mein Herz zerreissen, ich konnte es nicht ausstehen, gewiss, Du weisst nicht, wie lieb ich Dich habe.«

»Lieber Wilhelm«, antwortet Jacob, »wir wollen uns einmal

nie trennen, und gesetzt, man wollte einen anderswohin tun, so müsste der andere gleich aufsagen. Wir sind nun diese Gemeinschaft so gewohnt, dass mich schon das Vereinzeln zum Tode betrüben könnte.«

Damals war der eine zwanzig, der andere neunzehn. Und das Merkwürdige ist, daß sie den Entschluß zu dieser untrennbaren Gemeinschaft auch wirklich durch ihr ganzes Leben durchgeführt haben. Jacob, der Stärkere und Bedeutendere in seinem wissenschaftlichen Werk, blieb unverheiratet, und es ist nicht bekannt, auch nicht wahrscheinlich, daß es in seinem Leben irgendeine andere menschliche Beziehung von einigem Belang gegeben hat als die der verwandtschaftlichen Liebe und der geistig beschwingten Freundschaft. Dabei war er in seinen Lebensäußerungen durchaus das, was wir einen »normalen Menschen« nennen würden, vielleicht mit gewissen hypochondrischen Zügen, aber ohne verbiegende, verzerrende oder gar krankhafte Merkmale, noch nicht einmal ein Sonderling. Wilhelm, auch gesundheitlich, körperlich zarter veranlagt, durch lange Krankheits- und Leidensjahre in seiner Jünglingszeit geprüft und verinnerlicht, mehr kontemplativ und dichterisch gestimmt als der in seiner Leistung und Selbstbegrenzung gigantische Bruder, hat mit neununddreißig Jahren geheiratet, eine glückliche Ehe geführt und drei Söhne bekommen, von denen der erste im Säuglingsalter starb.

Und während der ganzen Zeit dieser Ehe, bis zu Wilhelms Tod, hat Jacob immerfort mit dem Bruder gelebt, im selben Haus, am selben Eßtisch, Arbeitsstube an Arbeitsstube oder manchmal zusammen im gleichen Raum, ohne daß sich, nach dem Zeugnis der Söhne, jemals der geringste Mißton, die leiseste Schwierigkeit oder Problematik aus dieser seltenen Symbiose ergab. Auch in ihren Gewohnheiten und Neigungen wiesen die Brüder un-

gewöhnliche Konformitäten auf, und ihre kleinen unterschiedlichen Vorlieben bezogen sich hauptsächlich auf die Farbtöne des Geschmacklichen, die Lieblingsblume, die Lieblingsspeise, die verschiedenen Mineralien, denen sie als Briefbeschwerer auf ihrem Schreibtisch den Vorzug gaben – Jacob liebte Muschelkalk, Wilhelm Bergkristall –, und wenn man genau hinschaut, so hätte es kaum umgekehrt sein können. Nur in einem Punkt differierten sie beträchtlich, der in der Schilderung des Sohnes recht erheiternd klingt, nämlich im Tempo ihrer geliebten Spaziergänge. »Wilhelm ging langsam, Jacob rasch«, schreibt Herman Grimm, »zusammen sind sie so nie gegangen.«
Aber Jacob beschreibt in seiner Rede über das Alter die große Freude, die er jedesmal auf seinen Wegen durch den Berliner Tiergarten empfand, wenn ihm aus der anderen Richtung der auch schon weißköpfige Bruder begegnete, und sie schweigend, nur sich zunickend, aneinander vorüberschritten. Wilhelm langsam, Jacob rasch. In ihrer äußeren Erscheinung waren sie recht verschieden, Jacob robuster und kräftiger, und es scheint ganz natürlich, daß der physisch zartere, in seiner Jugend durch ein chronisches Asthma und schweres, qualvolles Herzleiden jahrelang mit der Todesnähe vertraute Wilhelm in seinem Temperament mehr Ausgeglichenheit und Harmonie aufwies und auch mehr zur Heiterkeit, zu Spaß, Ulk und Unfug neigte. Das Verständnisvolle, Hilfreiche, Hellhörige ist ein Hauptzug seines Wesens, auch seines Schaffens, als dessen reinsten, dichterischen Niederschlag wir die Vorrede zu der zweiten Ausgabe der »Märchen« erkennen werden. »Ich glaube, er wäre ein sehr guter Arzt geworden«, sagt Jacob von ihm, »ich ein schlechter, zur Not ein leidlicher Botaniker.« Jacob war, in jeder Beziehung, von härterem Stoff und schwererem Kaliber. Das gewaltige Werk, das er als Sprachforscher hinterlassen hat, türmt sich

in Blöcken und Quadern. Sein ganzes Dasein war diesem Werk untergeordnet und verschworen, alle seine Lebensäußerungen weisen darauf hin. Schon als Student zeigte er brillante Fähigkeiten, fast spielend, absichtslos und mehr durch Zufall glitt er gleich nach absolviertem Studium in die diplomatische Laufbahn, die er aber bei erster Gelegenheit für einen schlecht bezahlten, jedoch durch ausreichende Freizeit zu privaten Studien verlockenden Bibliothekarposten aufgab. Die Staatskarriere lag ihm nicht, sie war ihm sogar zuwider, weil man dabei, wie er sich ausdrückte, zu viele langweilige Menschen kennen lernen muß. Dabei nahm er nicht nur an allen geistigen und wissenschaftlichen, sondern auch an den politischen Ereignissen und Entwicklungen seiner Zeit den lebhaftesten Anteil, ja, er wurde einmal in seinem Leben, wenn auch in temperierter Form, zum politisch Verfolgten, zum kämpferischen Zeugen für Gewissensfreiheit und bürgerliches Rechtsgefühl, und in seinem Alter wurde er ins Frankfurter Parlament des Jahres 48 gewählt, an dessen unglücklichen Redeschlachten er sich allerdings nie beteiligte. Wenn er öffentlich sprach, dann über ein ganz bestimmtes Thema, einen fest umrissenen Stoff, zu dem er Konkretes, Exaktes, Durchdachtes und gründlich Erarbeitetes vorzubringen hatte. Im Parlament das Wort zu ergreifen oder sich an Debatten und Diskussionen zu beteiligen, entsprach nicht seiner Art. Aber, so schreibt ein anderer Parlamentsteilnehmer über ihn, »er wusste so beredt zuzuhören«.

Wie manche zur Erfüllung einer bedeutenden Aufgabe, zur Vollendung eines ungewöhnlichen Werks ausersehene Persönlichkeit, trug er an diesem inneren Ruf, der an ihn ergangen war, wie an einer nie ganz abzuwerfenden Last.

»Ich bin still, einseitig und oft traurig«, schreibt Jacob Grimm von sich selbst. »Für glücklich halte ich mich nicht, allein Gott

hat mir im Grund ein heiteres Gemüt gegeben, das gleich wieder ausmauert, wo es Risse und Lücken setzt.« – »Meine Eltern sind mir früh gestorben«, heißt es ein andermal, »und ich habe auch sonst weniges in der Welt, zu dem ich über Berg und Tal reisen möchte.« Er hatte viel, wozu er nicht zu reisen brauchte. Er hatte die Brüderschaft, die Schaffensgnade und die Begeisterung.

Was die Brüder Grimm geschaffen und uns vermacht haben, geht weit über das Literarhistorische oder Philologische hinaus.

Das Herrliche und Produktive für einen heutigen Schriftsteller, der sich mit ihrem Werk befaßt, ist eben dieser völlige Mangel an abstrahierender Didaktik, und diese fortwährende Bezogenheit auf die Dinge, die Sachen, das lebendige Menschentum. »Sprachforschung, der ich anhänge und von der ich ausgehe«, schreibt Jacob Grimm, »hat mich doch nie in der Weise befriedigen können, dass ich nicht immer gern von den Wörtern zu den Sachen gelangt wäre. Ich wollte nicht bloss Häuser bauen, sondern auch darin wohnen.« In der »Geschichte der deutschen Sprache«, 1848 erschienen, also schon einen Großteil seiner Lebensarbeit umfassend, erklärt Grimm die Methode der »linguistischen Archäologie« und sagt dabei, daß der »Gebrauch des selben Wortes unter verschiedenen Völkern den Bestand einer Sache beweist, in einer Zeit, da sie die wenig unterschiedenen Dialekte einer ältesten Ursprache redeten«. Diese Bezogenheit auf die »Sachen« ist das Lebenselement der Grimmschen Etymologie, aber sie verleiht auch ihrer deutschen Grammatik, ihrer Lautlehre und Formenlehre der germanischen und nordischen Sprachen, die jeweils sprachvergleichend im weitesten Sinne wirkt, und endlich dem »Deutschen Wörterbuch« ihre Körperhaftigkeit, ihre Dichte und ihre Durchblutung. Das

heißt, um es allgemeiner zu sagen, die Anschauung der Brüder Grimm, auch im Rein-Wissenschaftlichen, ist immer dichterisch gestimmt, sie zieht das Unerschöpflich-Vielfältige der irdischen Erscheinungen, der Gottnatur, wie auch das Unlogische und Unauslotbare der Menschenseele und ihrer abwegigen, doch niemals sinnlosen Spiele, in ihre Betrachtungsweise mit ein, und sie selbst nannten ihre Liebe zum Irdisch-Mikrokosmischen, zum Erspüren des großen Waltens in den kleinsten und nächsten Dingen, die mannhafte Demut auch, mit der sie immer in den Grenzen ihrer Gaben und des Erreichbaren zu bleiben wußten, mit einem erleuchtenden Goethewort: die »Andacht zum Unbedeutenden«.

Gerade daraus aber erwuchs ihnen der Mut und die Berechtigung zum wahrhaft Bedeutenden, zu einer übergeordneten und distanzierten Betrachtung von Umwelt und Mitwelt, Zeit und Leben, aber auch der Edel-Mut einer inneren Haltung, die das Menschliche in jeder Erscheinung und noch im kritischen Betracht mit den Augen der Güte, des Verstehens und der Brüderlichkeit, des Mit-Leidens und auch der Mit-Freude anblickt. »Mir widersteht die hoffärtige Ansicht«, schreibt Jacob Grimm in seiner Vorrede zur »Deutschen Mythologie« (1835), »das Leben ganzer Jahrhunderte sei durchdrungen gewesen von dumpfer, unerfreulicher Barbarei... In alle, auch die verschrieensten Weltalter wird ein Segen von Glück und Heil gefallen sein ...«

Was für ein Trost liegt in diesem Satz für uns Heutige, die wir doch zweifellos in einem jener »verschrieensten Weltalter« beheimatet sind.

»Gerecht gestimmt« zu sein, gegenüber Zeitaltern und Völkern, Denkmälern und Erscheinungen, Dingen und Menschen, ist der Brüder Grimm immerwährendes Bestreben. Hier liegt

ihr unvergänglicher Beitrag zu einer Humanität, die nicht nur das Humanitäre als ethisches Ideal, sondern das Gesamt-Menschliche in seiner wechselseitigen Beziehung zum Welt-Ganzen, das heißt: zum Göttlichen, umschließt, den kreatürlichen Zusammenhang wieder herstellend, die liebende Ehrfurcht vor jedem einzelnen Leben als Leitstern und Grundlage allen Handelns anerkennend, und in deren Thronerhebung unsre einzige Hoffnung, Friedenshoffnung, Zukunftshoffnung versammelt ist.

II. Von Poesie und Recht

»Poesie und Recht«, sagt Jacob Grimm in den Anmerkungen zu einem seiner reifsten und männlichsten Werke, den »Deutschen Rechtsaltertümern«, »sind gemeinsamen Ursprungs«.
Indem er dem dichterischen Ausdruck, den bildhaften und sinnbildlichen Wortschaffungen in den Formeln der altdeutschen Rechts-Sprache, den Weistümern nachspürt, erkennt und beweist er immer klarer, daß der ursprüngliche Antrieb zur Dichtung dem zur Schaffung einer gültigen Rechts-Sprechung, also einer sittlichen Ordnung innerhalb der Gesellschaft, gleichzusetzen ist, ja, daß beide, in seinen Worten, »aus einem Bett miteinander aufgestanden waren«.
Das Bewußtsein einer dem Recht, als der Grundlage aller Gesittung, innewohnenden künstlerischen Formkraft, die Überzeugung, daß Recht, wenn es einmal Spruch und Satz geworden, beschworen und sanktioniert ist, nicht gebeugt und gebrochen werden kann, geht nicht nur als ein mächtiger Zug durch das gesamte Werk der Brüder Grimm, sondern auch durch ihr persönliches Leben.

So ist auch jener aufwühlende Göttinger Zwischenfall, den Jacob Grimm selbst so empfand, »wie wenn ein Wetterstrahl sein stilles Haus getroffen hätte«, und der ihn fast zum politischen Märtyrer gemacht hatte, mehr aus verletztem Rechtsempfinden als aus politischen Affekten zu erklären. Das Leben der Brüder war bis dahin in verhältnismäßig ruhigen Bahnen verlaufen.
Sie wirkten gemeinsam in Kassel an der staatlichen Bibliothek, nachdem Jacob die diplomatische Laufbahn endgültig aufgegeben hatte, unter dem regierenden Kurfürsten. Ihre literarischen Arbeiten und Publikationen, zu denen ihnen die Bibliothekartätigkeit Muße und Studienfreiheit ließ, verschafften ihnen in der gelehrten und gebildeten Welt rasch wachsende Anerkennung. Diese Anerkennung fanden sie wohl in den Kreisen ihrer bedeutendsten Zeitgenossen, aber keineswegs bei ihrem Landesherrn und Brotgeber, der ein recht engstirniger Mensch gewesen sein muß. Schon in dem Anstellungsdekret, das er den Brüdern ausstellte, drückte er – offenbar von Zwischenträgern beeinflußt – den Wunsch oder die Mahnung aus, »dass gedachte bei der Bibliothek angestellt Werdende mehr für die Bibliothek selbst als für sich selbst arbeiten«. So mäßig wie sein Kanzlei-Deutsch blieb auch weiterhin sein Einschätzungsvermögen für die Bedeutung der von ihm angestellt Gewordenen. Er hatte das Gefühl, sie studierten, produzierten, publizierten gleichsam auf seine Kosten – er wollte unauffällig pedantische aber keine genialen oder berühmten Bibliothekare. So wurden sie bei Beförderungen und Gehaltszulagen übergangen, zurückgesetzt, in subalterner Stellung gehalten. Trotzdem wären die Brüder Grimm lieber in ihrer gewohnten Umgebung geblieben als sich einer Ortsveränderung zu unterziehen, aber Wilhelm hatte inzwischen eine Familie gegründet, und die daraus erwachsenen Existenzsorgen zusammen mit dem Drängen der Freunde be-

wogen sie schließlich, gemeinsam einen ehrenden Antrag an die Göttinger Universität anzunehmen.

Anfänglich behagte es ihnen gar nicht in Göttingen, zumal Wilhelm wieder eine schwere Krankheit zu überstehen hatte. »Die hiesige Lebensart will mir nicht recht schmecken«, schreibt Jacob 1830. »In Kassel war vom Kurfürsten abgesehen alles für unsere Natur und Arbeiten günstiger. Es sieht mich hier fremd an aus allen Gassen, und ich möchte manchmal auf und davon.«

Mit der Zeit aber verlor sich wohl das Fremde, die lebendige Resonanz und Anerkennung bei Hörern und Berufsfreunden, die immer stärkere Bindung an einen Kreis geistig regsamer, zum Teil bedeutender Persönlichkeiten mag das ihrige dazu beigetragen haben, daß man in Göttingen allmählich anwuchs und sich sogar zu Hause fühlte.

Da fiel der Wetterstrahl, der sie aus diesem neu gewonnenen Boden wieder herausriß.

Im Jahre 1837 starb König Wilhelm der Vierte von England, und der Herzog Ernst August von Cumberland wurde König des Staates Hannover, zu dem Göttingen damals gehörte. Hannover aber hatte im Jahre 1833 eine im Licht der damaligen Epoche ziemlich liberale Verfassung bekommen. Dem neuen König nun gefiel diese Verfassung nicht, sie schien ihm seine absolutistischen Rechte zu sehr zu schmälern, und von einem Tag auf den anderen stürzte er sie um. Alle Staatsangestellten, also auch die Göttinger Professoren, hatten den Eid auf die Verfassung abgelegt. Nun forderte der König sie auf, diesen Eid kurzerhand zu brechen. Die Zumutung dieses Eidbruchs war es, viel mehr als der eigentliche Inhalt der umgestürzten Verfassung, die dem Rechtsempfinden der Brüder Grimm unerträglich erschien.

Hier liegt das Beispielhafte in der Aktion dieser »Göttinger Sieben«, denn außer Jacob und Wilhelm Grimm waren es nur noch fünf, darunter Dahlmann und Gervinus, die den Mut hatten, ihre Existenz für ein moralisches Prinzip aufs Spiel zu setzen. Für damalige Umstände und Anschauungen war es keine Kleinigkeit, aus einer Universitätsstellung fristlos entlassen und des Landes verwiesen zu werden, auch wenn das Nachbarland keine Tagereise entfernt war. Jacob Grimm, als einer der Rädels- und Wortführer, mußte innerhalb von drei Tagen, unter Androhung von Freiheitsstrafe, mit einem Zwangspaß über die Grenze, die er bei Witzenhausen überschritt, um sich ins Kurhessische und ins angestammte Kassel zurück zu begeben. Dort aber, an der Grenze des Königreichs Hannover, das er in Schimpf und Schande verlassen mußte, erwarteten ihn hunderte von Studenten an der Werrabrücke, spannten ihm die Pferde aus und zogen seinen Wagen bis zum Schlagbaum, wo sie ihm eine enthusiastische Abschiedskundgebung bereiteten.
Wilhelm, dem man noch Zeit gelassen hatte, seinen Hausstand aufzulösen, folgte ihm einige Wochen später mit seiner Familie ins Exil. Nun saßen sie wieder in Kassel, ohne Einkommen und ohne Ersparnisse. Sie brachten sich mit den Erträgnissen ihrer publizistischen Arbeit mühsam durch, und aus dieser Zeit stammt der ihnen wohl hauptsächlich aus Unterstützungsgründen zuteil gewordene Auftrag zur Schaffung und Herausgabe des »Deutschen Wörterbuchs«, unter dessen Last sie denn auch für den Rest ihres Lebens weidlich seufzten.
»Wie wenn Tage lang feine dichte Flocken vom Himmel niederfallen«, klagt Jacob einmal über die aufgezwungene Arbeit am Wörterbuch, »bald die ganze Gegend in unermesslichem Schnee zugedeckt liegt, werde ich von der Masse aus allen Ecken und Ritzen auf mich andringender Wörter gleichsam einge-

schneit. Zuweilen möchte ich mich erheben und alles wieder abschütteln.«
Wilhelm, dem nicht Jacobs fast barbarische, physische Arbeitskraft verliehen war, übernahm davon nur den Buchstaben D, Jacob bearbeitete A, B, C, E und F. Bei der Arbeit an dem Artikel Frucht, dem Wort der vollendeten Reife, starb Jacob Grimm, es ward seine letzte Ernte.

III. Vom lebendigen Quell

An der Schwelle von Leben und Werk aber, schon in den gemeinsamen Studienjahren begonnen, steht die Sammlung und Herausgabe der »Kinder- und Hausmärchen«, womit die Brüder Grimm nicht nur der deutschen, sondern der gesamten lesenden Welt einen unvergleichlichen Besitz, den lebendigsten Quell ursprünglicher Volks-Phantasie erschlossen haben. Mir scheint es besonders zaubervoll, daß ein so streng gefügtes Lebenswerk gleichsam mit dem Verspieltesten, Verträumtesten, Mutwilligsten und Sprunghaftesten beginnt. Aber es fügt sich durchaus und geradezu zwangsläufig in die Gesetzlichkeit ihres Werkbaus. Von Anfang bis Ende kennzeichnet das Schöpfen aus dem frischen Quell, das Sammeln, Sichten und Deuten autochthoner Sprachdenkmäler und unverbildeter Bestände, diesen Werkbau, der auf den Grundpfeilern Poesie und Recht, Volk und Ursprung, unablässig und in einer kaum begreiflichen Vielfalt, zu einem überragenden Gebäude wächst.
»Von der Volkssage«, schreibt Jacob Grimm in seiner Einführung zur »Deutschen Mythologie«, »werden mit gutem Grunde die Märchen abgesondert... Das Märchen fliegt, die Sage geht. Das Märchen kann frei aus der Phantasie schöpfen, die Sage hat

eine halb historische Beglaubigung. Wie das Märchen zur Sage, steht die Sage selbst zur Geschichte, und, lässt sich hinzufügen, die Geschichte zu der Wirklichkeit des Lebens. Im wirklichen Dasein sind alle Umrisse scharf, hell und sicher, die sich im Bild der Geschichte stufenweis erweichen und dunkler färben...«
Mit der Sammlung der Märchen und ihrer Deutung durch Wilhelm Grimm wurde ein Geniegriff in die Tiefe und in den Grund allen menschlichen Fabulierens und seiner heimlichen Sinngebung getan. Der Märchenquell steigt aus der Völkerkindheit. Darum ist Amerika, das weiße Amerika, ein Land ohne Märchen. Sein Volk hatte keine Kindheit, es ist nicht dort geboren, es hat eine neue Kindheit begonnen auf selbstgewähltem Boden, der ihm nicht Mutter-Schoß, nicht Schöpfer-Vater gewesen ist. Denn es kamen zuerst Erwachsene, und sogar im Bewußtsein Erwachsene, mit einer eigenen Idee, einer Anschauung, einer Religion und deren geprägten Formen, mit ihren Legenden, Märchen, Liedern, Sprüchen, sozusagen im Gepäck, zum Vergessen und zum Bewahren. Das Mitgebrachte blieb ihnen zeitweilig erhalten wie eine Tracht, aber nicht wie eine eingewurzelte und weiterwachsende Überlieferung. Sie wurden nicht von einem Land erzeugt und getragen, sondern sie nahmen ein Land in Besitz, oder auch in Obhut. Das Land ist die Tochter, es erzählt ihnen keine Märchen, es fragt, und macht sie fragen. Was in dem Land selbst lebendig war, an Geisterstimmen, Elfenraunen, furchtsamem oder fürchtebannendem Geflüster aus den Urtagen der Erinnerung, verschwand mit dem Leben seiner Eingeborenen. Darum atmet die amerikanische Landschaft in ihrer großartigen und wilden Jungfräulichkeit, in ihrer herrlichen Vielfalt und Weite, immer eine gewisse Trauer oder Melancholie. Das neue weiße Volk aber, das keine Kindheit hatte, schuf sich seine eigene Legende, lebte

seine eigene Sage, träumt seinen eigenen, unbewußten Märchentraum, aus dem Rausch jener Weite, jener Unermeßlichkeit, die es zu erschließen, zu durchmessen, zu bemeistern gilt. Da ist kein Platz für das Wuchern und Treiben der Erinnerung, das Schweben und Keimen der Ahnung, wie es in der europäischen Völkerseele daheim ist. Hier, wo wir geboren wurden und unsere Märchen ersponnen sind, hat einmal unsere Urväter die Flut bedroht, ein Bergrutsch verschüttet, das Ungeheuer verfolgt. Katastrophen des Kosmos und der Erde, Untergehen und Überleben oder Neu-Erstehen, durchbeben die Erinnerung. Chthonisch-Tellurisches Erinnern und Ahnen bildet die Tiefenschicht von Mythen, Sagen, Märchen, – die immer schwebende kosmische Katastrophe dämmert in der dualistischen Menschenseele.

Die Grimmsche Märchensammlung, und Wilhelm Grimms Deutung, gibt uns gleichsam den goldenen Schnitt, der die geheime Ausgewichtung, das unabänderliche Verhältnis zwischen Gott, Natur und Mensch in kindlicher Bildkraft aufleuchten läßt.

IV. Vom Ursprung der Sprache, von der Brüderschaft und von der Begeisterung

Die Suche nach dem Ursprung bestimmt den Grundzug allen menschlichen Forschens.

Ein Sprachforscher von der geistigen Bedeutung Jacob Grimms mußte als unerläßlich empfinden, die Frage nach dem Ursprung der Sprache überhaupt aufzuwerfen, durch deren Besitz und Gebrauch sich das menschliche Geschlecht wie durch keine andere Äußerung entscheidend von allen übrigen Geschöpfen abhebt.

Seine Untersuchung »Über den Ursprung der Sprache« (1851), in die geschlossene Form einer Rede zusammengefaßt und verdichtet, zeigt ihn auf der Höhe seiner Lebensarbeit.

Älter als alle uns überlieferten Sprachdenkmäler, ist doch die Sprache schon in ihren Anfängen, in ihrer Urbedeutung, mehr als ein bloßes Mittel der Verständigung. Dazu genügte der Laut, wie er fast allen höheren Tieren, von den Insekten bis zu den Menschenaffen, in vielfachen Abwandlungen und Modulationen zur Verfügung steht.

Sprache beginnt mit der Namengebung. Mit der Benennung der Person oder der Sache, deren die Person sich bedient, die sie »erkennt«. Sie fällt also im Ursprung zusammen mit der Bewußtwerdung des Einzelwesens überhaupt, mit der Geburt des Individuums, mit dem Vorgang des Denkens.

Das Denken der Brüder Grimm ist wohl im Sinn ihres Jahrhunderts vielfach chronologisch bestimmt, ihre Anschauung aber sprengt die beengende Kausalkette und wird, in unserem Sinn, universal, indem sie statt der abstrakten Logik allen Gestalten und Erscheinungen immer eine konkrete, aufs Lebensganze gerichtete Zielhaftigkeit beimißt.

In ihrer Laut- und Formenlehre, Grammatik, Etymologie, erfassen sie die Sprache biologisch und metaphysisch, in ihrer Deutung ältesten Sprachgutes erschließen sie Urgeschichte, Urlandschaft der menschlichen Seele. »Das innere Gewebe der Sprache in seiner Schönheit und Fülle aufzudecken« bezeichnet Jacob Grimm als seine Aufgabe, dabei aber stets »auf den Geist der Sprachdenkmale hingewandt zu bleiben, denn der Sprache noch so gewaltige äußere Erscheinung und Form ist stets einem geistigen Ziele dienend.« Und wenn Grimm das Wort »Sprachgeist« anwendet, so meint er damit nichts, was der Idee eines abstrakten Weltgeistes oder einer absoluten ratio verwandt

wäre, sondern den die Sprache bildenden, selbst aus höherem Einstrom gebildeten Menschengeist.

»Auch die erstaunende Heilkraft der Sprache«, schreibt Grimm, »womit erlittenen Schaden sie schnell verwächst und wieder ausgleicht, scheint die der mächtigen Natur überhaupt, und nicht anders als diese versteht sich die Sprache darauf, mit geringen Mitteln auszureichen und volles Haus zu halten: denn sie spart ohne zu geizen, sie gibt reichlich aus und vergeudet nie!«

Nichts in der Sprache, wie in der ganzen, sie gleichsam auf den Schoß nehmenden Natur, geschieht umsonst.

Jeder Laut hat seinen natürlichen, im Organ, das ihn hervorbringt, gegründeten und zur Anwendung kommenden Gehalt. Von den Vokalen hält a die reine Mitte, i Höhe, u Tiefe; a ist rein und starr, i und u sind flüssig und der Konsonantierung fähig.

»Hebel aller Wörter scheinen pronomina und verba. Das pronomen ist nicht bloß, wie sein Name könnte glauben machen, Vertreter des nomens, sondern geradezu Beginn und Anfang allen nomens. Wie das Kind, dessen Denkvermögen wach geworden ist, ›ICH‹ ausspricht, so finde ich auch im Jadschurveda ausdrücklich anerkannt, daß das ursprüngliche Wesen ›ICH BIN ICH‹ spreche, und der Mensch, wenn er gerufen werde, ›ICH BIN ES‹ antworte.«

Die größte und eigentliche Kraft der Sprache liegt im verbum. Alle Verbalwurzeln enthalten sinnliche Vorstellungen, aus welchen unmittelbar auch analoge und abstrakte knospen und sich erschließen konnten, wie z. B. dem Begriff des Atmens der des Lebens, dem des Ausatmens der des Sterbens entsprießt. Es ist ein folgenschwerer Satz, daß Licht und Schall aus den selben Wurzeln stammen!

Wie kaum in einem seiner anderen Werke, und fast nie sonst

in seiner strengen, nüchternen Schreibart, wird Grimm in dieser Rede von einem seherischen Impuls begeistert, der ihn solch ahnungsvolle Gedanken wie den der Ursprungseinheit von Licht und Schall, solch tief gegründete Begriffe wie den der wechselseitigen Durchdringung von Notwendigkeit und Freiheit, die alles menschliche Schicksal und Werk bestimmt, finden und manchmal in dithyrambischen Bildern ausweiten läßt.
Was ihm vorschwebt, aus mythischer Vergangenheit über »unabsehbare Zeit« in eine visionäre Zukunft weisend, läßt sich als eine aus gegenseitigem Kennen und Anerkennen, Berühren und Durchdringen, kurz: aus einer universalen Humanität künftiger Geschlechter erstehende, produktive Verständigung und gegenseitige Bereicherung unter den Sprachen, Völkern, Rassen der Erde erahnen.

Es war den Brüdern Grimm nicht bestimmt, ihre Tage im heimatlichen »Exil« von Hessen-Kassel zu beschließen. Wieder war es ein Regierungswechsel in einem »fremden Land«, nämlich in Preußisch-Berlin, der in ihr stilles, gleichmäßiges Leben eingreifen sollte. Diesmal aber war es ein positiver Eingriff. Im Jahre 1840, drei Jahre nach ihrer Austreibung aus Göttingen, ernannte der neue König Friedrich Wilhelm der Vierte die beiden Brüder zu Mitgliedern der Preußischen Akademie. Das bedeutete ihre Übersiedlung nach Berlin. Zögernd und voll Mißtrauen folgten sie im März 1841 dem ehrenvollen Ruf. Aber ihre schlechten Ahnungen erwiesen sich als grundlos. Das aufstrebende Berlin, vor dessen Unruhe und Wankelmut sie sich gefürchtet hatten, gewährte ihnen, was sie in ihrem Leben bisher entbehren mußten: materielle Unabhängigkeit, sogar einen gewissen Wohlstand, und ungetrübte Schaffensfreiheit bis an ihr Lebensende.

Wilhelm, der immer kränklich war, hat bis zu seinem Tod, im Dezember 1859, Berlin nicht mehr verlassen, Jacob nur noch zu gelegentlichen Studienreisen nach Italien und Skandinavien, und zur Teilnahme an den Parlaments-Sitzungen in der Frankfurter Paulskirche und in Gotha. Vier Jahre nach dem Bruder, im September 1863, starb auch er mit achtundsiebzig, ohne längere Krankheit, wie ein Mann, der, von großer Arbeit ermüdet, zur Ruhe geht.

Der Verlust des Bruders muß wohl der härteste Schlag in seinem Leben gewesen sein, aber vielleicht machte das Bewußtsein, ihm bald nachzufolgen, und der unverlierbare Besitz der ganzen, gemeinsamen Lebenszeit es ihn leichter verwinden. Äußerlich ließ er sich von seiner Trauer nichts anmerken, gleich nach dem Begräbnis nahm er seine gewohnte Tätigkeit wieder auf.

Sechs Monate später, im Sommer 1860, hielt er auf Einladung der Akademie eine Gedächtnisrede auf den Bruder. Sie wurde in ihrem Hauptteil eine klare, nüchterne, fast trockene Abhandlung über das Werk Wilhelm Grimms, ohne den leisesten Anhauch von Sentimentalität, fast ohne jede Exhibition seines eigenen Empfindens. Aber grade in dieser einfachen, sachbezogenen Art setzte er nicht nur dem toten Bruder ein Denkmal, sondern der Brüderschaft überhaupt, die ihm, sozusagen unter der Hand, zum Symbol und Kern menschlicher Gemeinschaft, zur sittlichen Grundlage der Gesellschaftsbildung erwuchs. Der Anfang dieser Rede scheint uns ergreifend und bedeutsam genug, um heute gehört zu werden:

»Ich soll hier vom Bruder reden, den nun schon ein halbes Jahr lang meine Augen nicht mehr erblicken, der doch nachts im Traum, ohne alle Ahnung seines Abscheidens, immer noch neben mir ist. Ihm zum Andenken niedergelegt sei denn ein

Gebund Erinnerungen, die sich aber, wie man in diesem Kreis erwarten wird, fast nur auf seine wissenschaftliche Tätigkeit erstrecken. Seine sonstigen Lebensbegegnisse hat er selbst schon einmal anderswo erzählt.

Unter Sippen und Blutsverwandten dauert ja die lebendigste, vollste Kunde, und ihnen stehen von Natur geheime Zugänge offen, die sich den andern schliessen; nicht allein leibliche Eigenheiten und Züge haben sich einzelnen Gliedern eines Geschlechts eingeprägt und zucken in wunderbarer Mischung nach, sondern dasselbe tut auch die geistige Besonderheit, dass man oft darüber staunt. Da hält ein Kind den Kopf oder dreht die Achsel genau wie es Vater oder Grossvater getan hatte, und aus seiner Kehle erschallen bestimmte Laute mit derselben Modulation, die jenen geläufig waren. Die leisesten Anlagen, Fähigkeiten und Eindrücke der Seele, warum sollten nicht auch sie sich wiederholen? Menschlicher Freiheit geschieht dadurch kein Eintrag, denn neben solchen Einstimmungen und Ähnlichkeiten entfaltet sich zugleich auch die entschiedenste Selbständigkeit jedes Einzelnen. Weder dem Leib noch dem Geiste nach sind sich je, solange die Welt besteht, zwei Menschen vollkommen einander gleich gewesen, nur neben und mittels der menschlichen Individualität brechen strichweise, wie aus dem Hintergrund, jene Ausnahmen vor, die das Band unsrer Abstammung nicht verleugnen und ihm Rechnung tragen.

Mir scheint nun, dass dieser edle, die Menschheit festigende und bestätigende Hintergrund seine grösste Kraft hat zwischen Geschwistern, stärkere sogar als zwischen Eltern und Kindern. Nicht die Deszendenten, erst die Collateralen sind es, die einen Stamm gründen, – nicht auf Sohnschaft sowohl als auf Brüderschaft beruht ein Volk in seiner Breite.«

Jacob Grimm will sich nun, wie er sagt, nicht in eine politische

Anwendung dieser Erkenntnis verlieren, er erklärt, seiner Art entsprechend, zunächst den einfachen und natürlichen Grund für den Vorrang der Brüderschaft über die Sohnschaft, der darin besteht, daß Eltern und Kinder nur ein halbes Leben miteinander teilen, Geschwister ein ganzes. Der Sohn hat seines Vaters Jugend nicht gekannt, der Vater erlebt den Sohn nicht mehr in seinem Alter, das Leben der Eltern versinkt vorne in die Vergangenheit, das der Kinder steht in die Zukunft hinaus, sie sind einander nicht volle Zeitgenossen. Zu diesem natürlichen kommt noch ein sittlicher Grund: zwischen Eltern und Kindern bleibt immer mindestens in der Erinnerung das Verhältnis von Autorität und Abhängigkeit, »Geschwister aber«, sagt Grimm, »stehen untereinander, ihrer wechselseitigen Liebe zum Trotz, frei und unabhängig, sodass ihr Urteil kein Blatt vor den Mund nimmt«.

Die politische Anwendung, die Grimm nicht weiter ausführen wollte, weil sie ihm wohl selbstverständlich erschien – uns wird sie zur fundamentalen Bestätigung, ja, zu einem neuen sittlichen Postulat, in einer Zeit, die Gefahr läuft, über allzuvielen Doktrinen, Dogmen und Auslegungen die einfachsten Grundwahrheiten zu vergessen.

»Nicht auf Sohnschaft sowohl als auf Brüderschaft beruht ein Volk in seiner Breite.« Wir glauben, daß in diesen Worten der elementare Grundsatz aller echten Demokratie enthalten ist. Denn Brüderschaft bedeutet die natürliche Lebens- und Geistesverbundenheit all derer, die einander »volle Zeitgenossen« sind, die das ganze Leben, wie es uns bestimmt ist, miteinander teilen, und die doch, in der freien Entfaltung ihrer Person und ihres Urteils, voneinander unabhängig sind und sich in gleichen Rechten und Pflichten begegnen dürfen. Der Sohnschaft und ihrem Autoritätsverhältnis, dessen staatlicher Ausdruck

Absolutismus oder Diktatur bedeutet, sind die Völker entwachsen, sobald ihnen politisches und geistiges Selbstbewußtsein eignet.

Die Liebe zwischen Verwandten und als geschlechtliche Neigung naturgegeben, wäre auch in der weiteren Gemeinschaft zwischen Völkern und Rassen das einzige, zuverlässige Ferment, würde man nicht ihren Funken immer wieder gewaltsam ausstampfen.

Nichts aber vermag diesen Funken anzufachen und zu hüten, als die Kraft der Begeisterung, die großen Seelen und starken Herzen innewohnt.

Die Brüder Grimm, in der strengen Selbstbescheidung ihrer Forschungsarbeit, waren vom Funken der Begeisterung durchglüht. So wuchsen sie über ihren Augenblick hinaus, und obwohl sie gestorben sind, leben sie, wie es am Ende ihrer Märchen heißt, noch heute.